

Auf Nummer Sicher gehen

Archaische Verhaltensmuster beim Wandern

Rainer Brämer

wanderforschung.de

Nummer Sicher

5/2005

Die weltweit erstaunlich ähnlichen Befunde zum landschaftliches Schönheitsempfinden des modernen Menschen lassen die Deutung zu, dass wir unsere Naturästhetik weitgehend von unseren Vorfahren geerbt haben. Wo sich diese in ihrem Überlebensbiotop einigermaßen sicher und damit wohl fühlten, da fühlen wir uns nach wie vor wohl. Nicht um die Ursachen wissend, können wir dieses Gefühl nur noch mit der diffusen Vokabel "schön" charakterisieren.

Es scheint also fast so, als würden mit dem Verlassen der sicheren Zivilisationsfestungen unsere urchimlichen Sicherheitsinstinkte und -bedürfnisse mehr oder weniger remobilisiert. Wir verwandeln uns wieder in jene Naturwesen, denen in den Jahrtausenden ihrer Evolution von allen Seiten Gefahren drohten. Auch wenn uns diese Verwandlung kaum bewusst wird, erklärt die Latenz dieser Instinkte doch eine ganze Reihe eigentümlicher Verhaltensweisen, wie man sie nicht zuletzt auch in Zusammenhang mit dem Wandern beobachten kann. Gewiss, jede dieser Beobachtungen lässt sich in der auch Regel anders und teilweise sogar besser erklären. In der Summe jedoch fügt sich daraus ein erstaunlich konsistentes Mosaik archaischer Verhaltensmuster zusammenfügen.

Die folgenden Mosaiksteine entstammen neben den Profilstudien Wandern vor allem den langjährigen Erfahrungen des Autors als Wanderführer. Ihre Interpretation ist weitgehend Spekulation und rechtfertigt sich erst durch die Fülle der Indizien.

Angst vor der Nacht

- Den eindeutigsten Beleg für einen tief verwurzelten Sicherheitsinstinkt liefert die nächtliche Landschaft, insbesondere der Wald. Obwohl keine Angriffe von Bären oder Wölfen zu befürchten und auch menschliche Überfälle gerade dort weit unwahrscheinlicher als anderswo sind, macht sich kaum jemand freiwillig nachts allein auf den Weg. Auch Gruppen zeigen eindeutige Anzeichen von Angst. Besonders offenkundig ist das bei Jugendlichen, die auf den ersten Kilometern einer Nachtwanderung in der Regel mit lautem Geschrei und Mutgesängen einen Höllenlärm veranstalten. Naturpädagogen raten in diesem Zusammenhang zur nachhaltigen Lärmdämpfung, um das Erlebnis der nächtlichen Natur nicht untergehen zu lassen. Dabei verkennen sie, dass es sich bei den Lärm-

ausbrüchen tatsächlich um eine der äußerst seltenen Formen kollektiver Angstbewältigung handelt, die man schon um des sozialen Lernens und Klimas willen unbedingt ausleben lassen sollte.

- Vorgeblich gehört es zur Gestaltung zünftiger Nachwanderungen mit Kindern und Jugendlichen, diese unterwegs das Gruseln zu lehren, sei es durch entsprechende Geschichten oder überfallartige Inszenierungen. Psychologisch gesehen kann man diesen "Brauch" indes auch dahingehend deuten, dass es nicht zuletzt die Gruppenleiter selber sind, die so ihre eigene Angst vor der Nacht zu beschwören versuchen. Indem sie diese auf die ihnen anvertrauten Schützlinge projizieren, begeben sie sich in die selbstbewusstseinsstärkende Rolle des Überlegenen.
- Weitere Veränderungen des Wanderns bei Nacht lassen sich regelmäßig nicht nur bei Jugendlichen, sondern auch bei Erwachsenen beobachten. Ziehen sich Wandergruppen bei Tag auseinander, so rücken sie im Dunkeln zusammen. In besonders dunklen Waldpassagen passiert es immer wieder, dass Wanderer auf ihre kaum ausmachbaren Vorderleute auflaufen. Die üblichen Probleme mit Nachzüglern gibt es nicht mehr.
- Wer es nicht bewusst registriert hat, kann es kaum nachvollziehen: In aller Regel ist das Gruppentempo nächtens durchweg schneller als bei Tage. So zeigt langjährige Wanderführererfahrung, dass für Nachtwanderungen um 10 bis 20 Prozent kürzere Streckenzeiten einzuplanen sind. Hierauf hat bereits der schweizerische Bergführer Charles Widmer 1919 in seinem Aufsatz "Über die Romantik der Wegspur, den Weginstinkt und das Verirren" hingewiesen.

Gruppendynamik

- Aber auch bei Tage gibt es Verhaltensmuster, die sich nur aus einer untergründigen Urangst vor dem Verirren bzw. Verlassenwerden erklären lassen. So fällt z.B. auf, dass die besonders für eingefahrene Gruppen charakteristische Auseinandersetzung über das Wandertempo nahezu ausschließlich von hinten geführt wird. Dem schneidenden Ruf "Rast doch nicht so da vorne" begegnet man dort meist mit gelassenen Wartepausen, kaum dagegen mit der analogen Aufforderung, hinten nicht so zu trödeln. Offensichtlich steht die Nachhut unter einem besonderen Druck, den Anschluss nicht zu verlieren.
- Dieser Druck kann sich individuell sogar bis zu somatischen Reaktionen steigern. So gibt es psychosomatisch labile Personen, die am Ende einer Wandergruppe infolge verstärkter Asthmaanfälle oder Kreislaufprobleme kaum noch mithalten können, während sie an der Gruppenspitze keinerlei Gesundheits- oder Tempoprobleme haben.
- Offenbar scheint die Angst vor dem Verlorengehen nicht anzuspornen, sondern eher zu lähmen. Jeder, der schon einmal einer Wandergruppe hinterher gejagt ist, dürfte diese Erfahrung gemacht haben. Man hat wie im Alptraum das Gefühl, trotz großer Anstrengungen einfach nicht aufschließen zu können. Vor jeder Biegung gerät die Gruppe erneut aus dem Blickfeld des Nachzüglers. In aller Regel löst man das Problem, indem man, statt zügiger zu gehen, in den Laufschrift verfällt.
- Das könnte auch ein Grund dafür sein, dass in auseinandergezogenen Wandergruppen die Nachzügler häufig den Eindruck besonderer Anstrengung haben (und sich daher lautstark beschweren), obwohl sie faktisch dasselbe Tempo gehen wie ihre Vorderleute.
- Das ändert sich erst, wenn sich auch der Gruppenleiter hinten befindet. Erfahrene Wanderführer wissen, dass man das Tempo einer Wandergruppe wirkungsvoll dadurch be-

schleunigen kann, dass sie sich nach hinten fallen lassen. Allein durch die bloße Anwesenheit des "Leithammels" am Gruppenende beschleunigt sich unwillkürlich das Tempo der Nachzügler, so dass sie aufschließen und nicht selten sogar die Gruppe von hinten aufzurollen beginnen.

- Auch hinter dem wanderpsychologischen Phänomen des Herdentriebs stecken womöglich Sicherheitsstrategien. Gruppen mit oder ohne Wanderführer folgen in der Regel den Spitzenleuten - unabhängig davon, ob diese kundiger sind als andere oder der Führer sich unter ihnen befindet. Dieses fast zwanghafte Nachfolgebedürfnis hat nicht nur etwas mit dem sicheren Gruppenzusammenhalt, sondern auch damit zu tun, dass die Gruppenspitze eine Art Minenhundfunktion hat: Der Weg, den sie sicher passiert hat, ist mit großer Wahrscheinlichkeit auch für die Nachfolger sicher, während Abweichungen hiervon mit neuen Risiken verbunden sind. Wer auch immer entschlossen vorneweg geht, übernimmt damit gleichsam die Heldenrolle der Vorhut, was nicht zuletzt erklären mag, dass bei Paaren oder Gruppen Männer oder junge Leute eher vorne zu finden sind.
- Als heldenhafter Entdecker oder Führer durch ein unsicheres Gelände sollte man im Ernstfall möglichst bewaffnet sein. Ein dementsprechender Habitus zeigt sich nur noch in jungen Jahren. Erzieherinnen und Lehrer berichten regelmäßig, dass bei Ausflügen mit Kindern in den Wald insbesondere die zur Heldenrolle prädestinierten Jungen gerne Stöcke suchen und damit kämpferisch herumfuchteln, sobald sie nur Gelegenheit dazu haben.
- Unter Erwachsenen verbindet sich die Zuweisung einer Wanderführerrolle an eine Person geradezu zwanghaft mit dem instinktiven Habitus des Vorausgehens, obwohl eine Position inmitten der Gruppe für die Steuerung des Geschehens wesentlich günstiger wäre. In der Wanderführerausbildung gehört es daher zu den schwierigsten Übungen für die angehenden Führer, die Frontstellung zugunsten einer mittleren Position in der Gruppe aufzugeben. Immer wieder finden sie sich nach kurzer Zeit an der Spitze wieder.
- Hat die Gruppe keinen Führer definiert bzw. hat niemand die Führung ergriffen, vollzieht sich in der Spitzengruppe ein äußerst sensibler indirekter Abstimmungsprozess, der an das kollektive Verhalten eines Vogelschwarms erinnert. Jedes Mitglied der Spitzengruppe setzt an einer Kreuzung vorsichtige Richtungssignale und registriert gleichzeitig die Signale der anderen, so dass es von außen gesehen fast so scheint, als gingen alle in vollem Konsens in die eingeschlagene Richtung. Die Sicherheitsstrategie besteht in diesem Fall in der Verteilung der Verantwortung auf die Erfahrung aller an der Spitze Gehenden.

Auf dem Weg

- Mit oder ohne Gruppe: In der Nähe des Wanderziels erfährt das Gehtempo häufig eine auffällige Beschleunigung, in Gruppen ist dann oft davon die Rede, dass die Pferde den Stall schon riechen. Man kann von mehreren Bedürfnissen dem Ende einer Tour zugezogen werden - eines davon dürfte in der Tat die Stallsicherheit des zivilisatorischen Ambientes sein, in das man sich am Ende einer Tour durch die rohe Natur erleichtert flüchten kann.
- Vielleicht erklärt sich so auch der eigentümliche Sachverhalt, dass Wanderer nicht gerne "Umwege" machen, obwohl doch ihre keinem notwendigen Verbindungszweck dienende Wandertour genau genommen einen einzigen Umweg darstellt.

- Erstaunlicherweise steigt unser Gehtempo, mindestens aber die Gehanstrengung, wenn es bergauf geht, obwohl es dafür keinen rationalen Grund gibt: Man könnte ja auch sein Tempo bei konstanter Anstrengung verlangsamen. Ohnehin kann man sein Ebenentempo beim Aufstieg ohnehin nicht halten. Dennoch erhöht sich die Kraftanstrengung mit zunehmender Steigung, so dass sich Bergwandern stets mit vertiefter Atmung bis hin zum Schnaufen verbindet. Wanderführer können diesen Effekt nutzen, indem sie ihre Tour mit einem leichten, nicht zu kurzen Aufstieg beginnen, da damit auf natürliche Weise eine ordentliche Grundgeschwindigkeit vorgegeben wird.
- Die fast gesetzmäßige Anhebung des Leistungspegels beim Aufstieg deutet darauf hin, dass man Steigungen unbewusst offenbar so schnell wie möglich überwinden will. Dahinter wiederum kann das Bestreben stehen, der relativ unsicheren Situation am Fuß oder im Hang eines Berges zu entgehen. In einer Natur voller potenzieller Feinde ist stets der im Vorteil, der die bessere Übersicht hat - daher auch unser aller Liebe zur Aussicht. Diese Übersicht möglichst rasch zu gewinnen, schneller zugreifen und sich schneller davonmachen zu können, war für unsere Vorfahren ein Überlebensvorteil
- Hieraus erklärt sich unsere schon von Widmer beobachtete Neigung, beim Bergwandern so schnell wie möglich an Höhe zu gewinnen und die einmal gewonnene Höhe so lange wie möglich zu halten. Das notorische "Abkürzen" von Serpentinien hat also nicht nur etwas mit Mutwilligkeit, sondern auch mit unserem Sicherheitsinstinkt zu tun - und das, obwohl sanftere Aufstiege kräfteökonomischer sind, da sie in der Summe weniger Anstrengung abverlangen und einen weniger erschöpft oben ankommen lassen.
- Ähnlich wie wir in Gaststätten gerne mit dem Rücken zur Wand und Blick in den Saal sitzen, haben auch Wanderer gerne etwas im Rücken: den Wald. Waldrandwege sind beliebt wegen ihres Doppelcharakters als Sichtgeber auf der einen und Schutzgeber auf der anderen Seite. Bänke werden dementsprechend bevorzugt am Waldrand aufgestellt. So erklärt sich auch die Beobachtung, dass Wanderer, nach einer längeren Waldpassage am Waldrand angekommen, mit hoher Wahrscheinlichkeit erst einmal stehen bleiben. In ihrem eigenen Erleben tun sie das, um die neuen Weitsicht zu genießen. Dahinter könnte indes auch ein Verhaltensmuster stehen, wie wir es auch von Tieren kennen: Bevor man den Schutz des Waldes verlässt, sichert man erst einmal die neue Lage, indem man den Blick ausgiebig ins ungeschützte Vorfeld schweifen lässt.
- Es ist zwar Sitte, bei genauerem Nachdenken aber doch auffällig, dass man Entgegenkommende im einsamen Wald meist auf einige Meter Entfernung grüßt, dies aber bei Begegnungen in Ansiedlungen, deren Bürgersteige häufig kaum weniger menschenleer sind, unterlässt. Im Wald fehlt der vermeintliche Schutz durch die Zivilisation, weshalb man dem Fremden möglichst frühzeitig per Gruß seine freundlichen Absichten signalisiert in der Hoffnung, dass auch er mit der Erwidern des Grußes Entwarnung gibt.
- Nach Untersuchungen des Ethnologen Albrecht Lehmann werden Waldbesuche heutzutage "ungemein vorsichtig" geplant. "Die meisten Menschen haben nämlich Angst, sich zu verlaufen. Ist ihnen das Terrain unbekannt, wählen sie sich den Weg so, dass sie den Straßenlärm im Hintergrund hören. Verstummt der, fühlen sie sich allein und verlassen" (Geo 5/2000)

Orientierung

- Nicht ganz so eindeutig lässt sich unser Verhältnis zu Orientierungshilfen auf den mehr oder weniger unbewussten Wunsch nach Sicherheit zurückführen. Denn die nachdrück-

lichsten Erwartungen an eine wanderfreundliche Wanderinfrastruktur richten sich nicht auf Rastplätze oder Biergärten, sondern auf das Wanderleitsystem. Den Profilstudien Wandern zufolge ist der Mehrheit der Wanderer eine einzige Orientierungshilfe zu wenig, sie möchte möglichst gleichzeitig auf drei zurückgreifen: Markierungen, Wegweiser und Wanderkarte.¹

- Dementsprechend verfügen weit über die Hälfte der Wanderer über Wanderkarten, obwohl eine Durchsicht von Studien zur Nutzung solcher Karten¹ ergab, dass bestenfalls 15% von ihnen in der Lage sind, sich im Ernstfall allein mit deren Hilfe zurechtzufinden. Folgerichtig werden nach Aussagen von Kartenverlagen billige Karten bevorzugt, da kaum jemand deren Qualität beurteilen kann.
- Einzige Ausnahme: Die Karten der Landesvermessungsämter. Sie sind nicht nur überdurchschnittlich teuer, sondern mit ihrer Symbolfülle und Mikrografik auch überdurchschnittlich kompliziert, da sie in erster Linie von Ingenieuren für die Bedürfnisse von Ingenieuren gemacht werden. Dennoch gehören die Ämter zu den Marktführern. Das erklärt sich vermutlich aus der Karten-Klassifikation als "amtlich". Das suggeriert eine hohe Zuverlässigkeit, welche wiederum das Sicherheitsempfinden der Käufer anspricht.
- Dasses sich hierbei um ein nicht nur unterbewusst maßgebliches Nutzermotiv handelt, belegen kritische Nachfragen zu den Motiven für den Gebrauch von Karten. Mit Abstand an der Spitze rangieren dabei zwei Hauptmotive: Man will sich mit ihnen eigentlich nur eine grobe Übersicht verschaffen und hat sie in unbekanntem Gelände, auch wenn man sie eigentlich nicht braucht, in erster Linie "zur Sicherheit" dabei.
- Mit dem Wunsch, sich in der freien Natur stets hinreichend zurechtfinden zu können, lässt sich mindestens teilweise auch der Umstand erklären, dass Wanderer ihren Haupturlaub zu 85% im deutschen Sprachraum verbringen. Obwohl sie längst dem allgemeinen Trend gefolgt sind und im Urlaub zu zwei Dritteln die deutschen Grenzen überschreiten, geht es meist nicht weiter als bis in die deutschsprachigen Alpen. Im Gegensatz zum führenden Südtirol werden die nicht deutschsprachigen schweizerischen wie die französischen Alpen dagegen kaum als Urlaubsziele genannt. Womöglich spielt hierfür nicht zuletzt der Wunsch eine Rolle, im Notfall die Wandervorschläge und Orientierungshilfen des Gastlandes lesen bzw. Einheimische nach dem Weg fragen zu können.
- Noch stärker auf Nummer sicher setzt jener mit 20% unerwartet große Wandererteil, der sich bei seinen Touren eigenem Bekunden zufolge ausschließlich auf bekannte Wege beschränkt. Weitere 60% mischen die Entdeckung des Neuen stets mit der Sicherheit des Bekannten. Aus dem Wunsch heraus, stets zu wissen, wo man sich befindet, erklärt sich vermutlich auch die nachweislich überdurchschnittliche Treue von Wanderurlaubern zu ihrem einmal für gut befundenen Urlaubsort: Hier kennt man sich auch in der ungebändigten Natur aus und kann im Notfall schnell nach Hause finden.
- Maximal 10% der Wanderer entsprechen dem Klischee des einsamen Trekkers, während über 90% auf Befragen erklären, gewöhnlich in Begleitung unterwegs zu sein, obwohl die gesellige Kommunikation als solche weit weniger Befragten wichtig ist. Unser Unterbewusstsein erlebt offenbar die umgebende Natur immer noch als feindlich, vor der die Gruppe durch ihre bloße Anwesenheit schützt. Vielleicht erklärt sich so ansatzweise auch die in der Regel überdurchschnittlich gute Gruppenstimmung bei Schlechtwettertouren. Je feindlicher sich die Umwelt darstellt, desto wohlgiger ist das Gefühl der schützenden Zusammengehörigkeit in der menschlichen Sippe.

¹ Näheres hierzu und zum Folgenden unter Wege>Orientierung